

für die Provinz.
Redaktion, Administration
und Inseraten-Aufnahme:
W., Mariaböserstraße 89.
Stadt-Expedition und
Kleiner Anzeiger:
I. Grünangerstraße 2.

Arbeiter-Zeitung

Montagsblatt 8 Heller.
Abonnementsbedingungen:
Wien:
Mit Zulassung des Gaus:
Wöchentlich 50 h.
monat. K 2.20, vierteljähr. K 6.60.

Telephon:
Redaktion . . . . . 890
Administration . . . . . 890
Inseraten-Aufnahme . . . . . 890
Stadt-Expedition und Kleiner Anzeiger 912

Zentralorgan der österreichischen Sozialdemokratie.

Er erscheint täglich um 6 Uhr Morgens, Montag um 2 Uhr Nachmittags.

Nr. 48.

Wien, Freitag, 17. Februar 1905.

XVII. Jahrgang.

Vom Tage.

Wien, 16. Februar.

Der neue Reichstag.

Der neue Reichstag wird morgen zusammentreten.
Es wird wirklich ein neuer Reichstag sein — mit dem
früheren nicht zu vergleichen und mit keinem, seitdem
Ungarn ein Staat des modernen Parlamentarismus ge-
worden ist. Der schöne Traum, mit Herzlichen Gemein-
heiten geschichtliche Politik machen zu können, ist ver-
flogen, und die Hoffnungen, die man an Jung-Tiszas
brutale Schneidigkeit knüpfte, haben sich zu schweren Sorgen
verwandelt. Ein Reichstag ohne rechte Mehrheit, eine
Ministerrieihe, die immer unlöslicher wird, das Budget außer-
halb des verfassungsmäßigen Zustandes; das sind vorläufig
die Früchte einer Politik, die in ihrem künftigen Uebelamt
die schwersten Gefahren heraufbeschwor und für ihre Un-
löslichkeit nicht einmal die Entschuldigung besitzt, daß das
Wagnis notwendig war. Man vergegenwärtige sich nur
einmal die Situation, wie sie war, bevor sich Herr Tisza
in sein Geschäftsbüroabenteurer stürzte. Kein Willein-
trübe seinen parlamentarischen Himmel, der Opposition
lag der einseitige Obstruktionstakt in allen Gliedern,
die Regierungspartei war durch die Anträge noch nicht
geschwächt; selten noch sah eine Regierung einen
so gebahnten Weg vor sich wie die des
Großen Tisza, der die Früchte der Obstruktion
mißlos pflückte und Erfolge auf Erfolge einheimte. Da
ritt den ausgebliebenen Menschen der Teufel: der Kuhnig,
ein erfolgreicher Minister zu sein, war für seinen Ehrgeiz
zu dürftig, er mußte Ungarns „Retter“ werden. Und so
kam, erst nur als müßiger Einfall, der Brief an seine
Wähler, dann der Antrag, zur Ausarbeitung der ange-
legentlich unerlässlichen Reform einen Ausschuss einzusetzen, dann
der Antrag, die Obstruktionsbestimmungen der Geschäfts-
ordnung zu suspendieren, dann die Ver Danie!,
dann die Auflösung des Reichstages — Fehler, von
denen jeder den anderen gebär! Keinem Zweifel unterliegt
es, daß sich Tiszas Rechnung sofort als falsch erwies
hatte, daß sein Plan, die Geschäftsordnung zu reformieren,
aufgebaut war auf der Zustimmung der Unabhängigkeits-
partei, sich also schon als unmöglich herausstellte, als
diese gegen den Antrag auf Einsetzung des Ausschusses
ihre bewährte Votumabgabe stellte. Statt umzukehren,
wollte es Tisza nun forcieren, und so endete er, wie
alle solche Versuche enden, beim bewußten Gelehrbruch.

Und diese aus hysterischen Stimmungen erzeugte Politik,
der man es deutlich ansah, daß sie den ersten Irrtum
durch den zweiten Fehler gutzumachen hoffte, dieses blind-
wütige Herumschlagen haben sich die Leute in Oesterreich
als staatsmännische Ueberlegung, als vom Anfang bis
zum Ende sorgfältig vorbereiteten strategischen Plan auf-
schwanken lassen! Wenn man mit Dummheit leicht regieren
kann, so kann man insbesondere in Oesterreich mit Frech-
heit noch leichter inszenieren.

Aber nicht allein die Dummheit eines Ministers
deckt die ungarische Krise auf: man kann an ihr auch
sophistisch studieren, wo der eigentliche Ursprung der
traumigen Wirren dieser beiden Staaten steckt. Heute war
Koloman Szell in Wien, der Minister, unter dessen
Regime die Krise ausgebrochen ist. Was hatte sie ent-
setzt? Die unerfüllten Ansprüche der Großmacht,
welche die Tatsache, daß in Ungarn ein populärer
Minister am Ruder war, zur Befriedigung
des stets gefräßigen Molochs ausnützen wollte, die belächelte
Regierung zu der Forderung des erhöhten Rekruten-
kontingents mißbrauchte. Die Belastungsprobe war auch
für Herrn v. Szell zu schwer: die Obstruktion machte
Molochs Gier zu Schanden. Wer erinnert sich nicht an
jene Osterfahrt nach Wien, die Herr v. Szell im Jahre
1903 unternahm und deren Zweck es war, sich zu der
Zurücknahme der neuen Forderung die Ermächtigung zu
verschaffen? Aber die Militärverwaltung blieb hart; Herr
Fejeryary hatte die Stimmungschouprepariert. Der alte Szell
sei zu schwach und zu nachgiebig; härtere Männer müßten
kommen, um der Opposition Furcht einzupflößen, ihren
Widerstand zu beugen. Szell wurde entlassen, der ab-
gehannte Bannus von Kroatien trat an den Platz. Was
man Szell verweigert hatte, wurde ihm, weil mittlerweile
völlig ausichtslos geworden, bewilligt werden; womit
aber Szell die Krise sofort beschworen hätte — man sollte
jene Rede Kosztus einmal ausgraben, worin er erklärte,
gegen den Versuch auf die Kontingenterhöhung die
Obstruktion sofort einzustellen — das blieb bei dem ebenso
unmöglich als verhassten Kuhnig vergeblich. Man bekam
die Erhöhung nicht und mußte extra noch jenes Neuer-
programm bewilligen — von den übrigen Demütigungen
jener Krise nicht zu reden. Gewiß wächst die Kraft des
Unabhängigkeitsgedankens in Ungarn unaufhaltsam, aber
ebenso gewiß ist es, daß die Politik, die man
gegenüber dem Reichstag seit zwei Jahren machte,
geradezu darauf angelegt war, die Anziehungskraft
dieses Gedankens zu stärken, die Macht der Unabhäni-

keitspartei zu mehren. Die nie rastenden Ansprüche
des Molochs sind es, die den Magyaren die Ge-
legenheit schaffen, der Großmacht den Revolver an die
Brust zu drücken. Jetzt ist Szell in Wien, aber der Kat,
den er geben kann, kommt um zwei Jahre zu spät. Der
Ursprung dieser langen Wirrnisperiode, deren Ende nicht
mehr abzusehen ist, steckt dort, wo die Großmacht ihren
Sitz hat.

Nach wenn Oesterreich und Ungarn in Frieden
leben wollten und wenn sie bereit wären, sich über ihre
eigenen, also über die wirtschaftlichen Angelegenheiten in
nüchternen Besonnenheit auseinanderzusetzen, auch dann
wäre ihnen keine ruhige Stunde gegönnt. Die „Bedürfnisse“
der Großmacht stellen sich zwischen sie als das fährdende
und konfliktzerzeugende Element. Deshalb ist es eine wahre
Vergeltung des Schadens, daß die Großmacht, was sie
sich eingebrocht, nun auch auslösen muß. Der Reichstag,
der sachlich gar nicht erwiesen werden kann, zeigt mit
fürchterlichem Ernst, wohin diese Dünkelpolitik, wohin der
Molochswahn die Staaten führt und bringt.

Die Wettiner Schande.

Es ist die Nachsicht beleidigter Liebe, die nach
moralischen Vorwürden suchende Kriegerin oder auch nur
die jeglichem Mordertum anhaftende Niedertracht, die die
Affäre der Gräfin M o n t a n o n o nicht zur Ruhe
kommen läßt? Von allen schmutzigen Geschäften, welche
die europäischen Fürstenthümer in der neueren Zeit die
Skandalchronik bereichert haben, ist diese wohl die wider-
wärtigste, weil hinter der Häßlichkeit hier nirgends die
große Entschuldigende einer bestimmlosen Leidenschaft
oder der ästhetische Reiz großer Verbrechen natur wirksam
ist. Hier wird ganz Europa zum Zeugen eines abscheu-
lichen Handels aufgerufen, worin alles, Motive und
Prozeduren, den Geruch der Gemeinheit trägt.

Man braucht die ehemalige Kronprinzessin von
Sachsen nicht für die Krone weiblicher Tugendhaftigkeit
anzusehen. Mag sein, daß die junge Frau nicht inwande
ist, ihre Schmachtdaß Liebe lediglich auf poetischem
Bege zu betriebligen, mag selbst ihre mürrische Zärtlich-
keit, wie dies tausenmal im Bereiche bürgerlicher Empfin-
dsamkeit geschieht, durch Resignation vermögensrechtlicher
Anhaltes zu ersüßern sein — niemand wird sich auf-
geheißert der Infamien, die der Dresdener Hof mit einer
den öffentlichen Standal suchenden Abfälligkeit ihr
zufügt, des Stels erwehren können. Daß der Kampf um
das Kind nur ein heuchlerischer Vorwand ist, ist ohne-

Feuilleton.

Arnold Schönberg.

Bermüht ist's ein Unrecht, wenn ich die Beschreibung des
letzten Dreifachkonzerts der „Vereinigung schaffender Tonkünstler“
im wesentlichen auf den Mann einschränkte, dessen Name diese
Zeilen die Ueberschrift gibt. Es würde nur billig sein, sich auch
mit B e m l i n s k y ausführlicher zu befassen, der mit seiner
symphonischen Phantasie „Die Seemanns“ neuerlich eine Probe
seines schönen Talents abgelegt hat. Was an ihr den meisten Eindruck
haben mag, wird die Kraft der Naturfassung sein, die sich nicht
den größten Wert dieser Komposition ausmacht. Es steckt sicherlich
noch allerbund anderes Gutes und Schönes in ihr, ganz ab-
gesehen von der formalen Technik, die Zemlin'sch schon längst
völlig unterrichtet hat; aber ich empfinde hier jedenfalls mehr
Achtung als Liebe. Man sollte auch die Gesänge mit Orchester-
begleitung von P o f a nicht mit ein paar Worten der An-
erkennung abtun. Gerade weil diese Gesänge so gut
gelungen sind, weil man aus ihnen eine Persönlichkeit
kennt, wenn auch eine spröde und wohl auch begrenzte, spürt,
liegen sich allgemeinere Betrachtungen über die Möglichkeit, über
die Ansichten und Beschränkungen dieser neuen Versuch hier
anschließen. Doch von all den Gedanken, zu denen der Dreifach-
abend Anlaß gegeben hat, scheint mir keiner so wichtig als die-
jenige, die sich um Arnold Schönberg drehen. Eine Frage so
dringlich wie diejenige, die sich an Arnold Schönberg knüpfen,
von all den Künstlern, die hier ihre Arbeiten vorgeführt haben,
niemand so bedeutend wie eben dieser Arnold Schönberg. Und
das Glück will, daß mich innere Beziehungen gerade mit ihm
verbunden haben und noch verbinden.

Es sind ungefähr zehn Jahre seit dem Tage vergangen,
an dem Dittmann in recht müßiger Weise ein Streichquartett,
genauer gesagt, zwei Klänge eines solchen einem geschickten
Musiker, dessen Name weiter nichts zur Sache tut, vorführten,
damit er entscheide, ob der Komponist, eigentlich ein ärgerer
Dilettant als sie, Talent besitze und sich ganz der Musik widmen
solle. Der Richter behielt unbedenklich diese Frage; ihm, einem
der bedeutendsten Orgelpfeiler der Welt, der von strengster

musikalischer Schulung erfüllt ist, verriet schon diese ersten
Versuche eine bemerkenswerte musikalische Begabung. Sein Er-
staunen wuchs, als es bei der Erörterung einer etwas fähigen
Stelle herauskam, der Komponist könne nicht einmal die Harmonie-
folgen auf dem Klavier angeben: Arnold Schönberg spielte kein
Instrument außer Cello — und dies, na, es kann ihm
jetzt nicht mehr schaden, wenn man es herzlich schädel findet.
Er ist in allem und jedem ein selbstgemachter Mann;
auch das Cellospielen brachte er sich selbst bei und mit
der größten Seelenruhe markierte er auf eine höchst unustaltische
Art in den schwierigsten Quartetten seinen Part, den er niemals
hätte bewilligen können, wenn er ihn regelrecht hätte einüben
können. Die ganze Musik hat er sich selbst, aus eigener Kraft,
erobert. Als vor Jahren die Quartettvereinigung F i n e r ein
Streichquartett von ihm brachte, das die musikalische Welt wieder
auf ihn aufmerksam machte, da wollte manch biederer Musikre-
visor nicht daran glauben, daß dieser Schönberg, der nichts, rein gar
nichts nach dem Büchel gelernt hatte, sich sein Quartett habe
allein setzen können. Die strenge Selbstsucht mochte wohl in Er-
staunen setzen und die erste Liebe dieses „Nichtkoretikers“, dieses
„Dilettanten“, gehörte Johannes V o n a h m s, dessen Werte er in
sich völlig aufnahm. Schönbergs Freude war es, wenn er einen
Dritten mit Brahms'schem Geist vertraut machen durfte, und
seinen Stolz bildete es, daß er einen kleinen Arbeitergehörcher
— wenn ich nicht recht bestimme, den der Metallarbeiter in
Stoßkrau — zu einigen von Brahms' vertonten Chören schulen
konnte. Die ersten Vierer Schönbergs, die den Druck nie gesehen
haben und bloß in freundschaftlichlich sich befinden, verraten den
Einfluß des Meisters. Noch eines ist an ihnen bemerkenswert,
wenn man an den späteren Schönberg denkt: sie sind nicht allzu
schwer singbar und recht leicht spielbar. Die ganze Rücksichtnahme auf
den Freund, der sich der meisten ihrer Vierer erfreuen durfte, ist
aber in den unwürdigensten Klavierstücken, die ihm gewidmet
sind, wieder geschwunden: sie sind echter, tiefer Schönberg.
Noch sollen ein paar vierstimmig geistig klavierstücken erwähnt
werden: um des Einflusses willen, das einige fähige Harmonien
in diesen für Kinder berechneten Kleinigkeiten bei allen, die ihre
eingepulste Harmonielehre nicht vergessen können, erzeugen.

Doch dies waren Wirtel im verwichenen Kreise. Zum
offenen Sturm kam es erst bei zwei Vierern, die Eduard

G ä r t n e r im öffentlichen Konzert sang. Es wurde gelacht und
gelacht und das Publikum machte sich aus dem Komponisten
einen richtigen Hansknarr. Sieht man sich heute diese Vierer (als
Opus 1 im Dreifach-Berlag erschienen) an, so kann man aus der
Musik die But des Publikums schwer begreifen, ebensovornig
wie man in Begleitung geraten wird. Schönberg selbst ist über
diese Musik weit, weit hinaus: eines der sichersten Kennzeichen
einer Begabung, daß sie selbstall über das Wert hinausgewachsen
ist, das sie soeben erst bedenklich hat. Aber das Publikum reigte
auch gar nicht die Musik, über die es wohl verständnislos, aber
doch ruhig hinweggegangen wäre; der Text, der unglückliche
Text war es, der den Groll auslöste. Die Gesichte von
L e d e s o w lassen es in der Tat schwer begreifen, was an ihnen
einen Komponisten gar Betonung reizen mochte. Aber wie die
modernen Musiker überhaupt der Versuch um ganz eigentümliche
Weise gegenüberstehen, so insbesondere Schönberg. Er komponiert
gar nicht den Text, er will auch nicht die Stimmung des Textes
in Tönen wiedergeben, sondern der Text ist im Komponisten
selbst eine Stimmung aus, die in Musik verbildet sein will.
Nicht bloß theoretisch kann man dagegen die schwierigsten Bedenken
erheben; in der Praxis selbst sich die Gefahr immer gegen den
Komponisten. Einmal ist der Text zu bedeutend, zu bekannt, zu
sehr in des Hörers eigenem Innern verankert, als daß man sich
mit dem neuen Text abfinden könnte, das die Musik einem
zufälligen, in ihrem tieferen Zusammenhang uns unerklärlichen
Stimmungskreis verbannt, das anderemal läßt der Komponist
— und dies ist namentlich bei Schönberg der Fall — einen
minderwertigen Text stehen, der ihm gleichsam nur als Motto
dient. Richard S t r a u s wird nachgelagt, er habe einmal
begehrt, man müsse das Fallentlassen eines Bleistiftes musikalisch
verwerthen können; aber er wird nicht, außer wenn er sich gerade
in Unstimmung befindet, den Bleistift in der Partitur ausdrücklich
anmerken.

Noch einmal ließ Schönberg einen Text stehen, der sich
gegen das Wert und gegen den Komponisten gebunden hat.
Diesmal ein wunderschönes Gedicht: „Verklärte Nacht“ von
D e h m e l. Mit der Hartnäckigkeit des Kunsttheoretikers bestand
Schönberg darauf, dieses Gedicht als Programm den Lesern in
die Hand zu geben, die gekommen waren, sein Streich-
quartett zu hören! Natürlich ist das Segel keine Veronung

weilers klar. Soll man an eine unwiderstehliche Bärtlichkeit des Königs für ein Kind glauben, das höchstwahrscheinlich gar nicht seines ist, das er nie gesehen hat und das um seines Geschlechtes willen und weil es ältere Geschwister hat, nicht einmal für das dynastische Interesse der direkten Nachkommenschaft in Betracht kommt? Oder ist etwa eine „fittliche“ Gefahr für ein Kind in diesem Alter zu befürchten? Die Absichten des Dresdener Hofes werden so lange unverständlich bleiben, als man nicht erkennt, daß der König nicht das Kind fordert, weil seine ehemalige Gattin angeblich unwürdig sei, sondern daß das Verlangen auf Herausgabe der kleinen Prinzessin nur die Handhabe ist, um die Gräfin öffentlich zu kompromittieren. In Dresden will man nicht das Kind, sondern den Skandal, mag man ihn nun dazu ausnützen wollen, der Gräfin das zugelegte Wiedersehen mit ihren Kindern zu verbieten, ihre Apnanage zu erparieren oder die ärgerliche Popularität der Gräfin beim sächsischen Bürgertum zu vernichten.

Die nichtswürdige, feige und brutale Manier, in der man dieses Geschäft eingeleitet hat, hat aber jedenfalls der sächsischen Dynastie am meisten Schaden gebracht. Die unwürdige Art, in der die Bedienten des Hofes, der Justizrat Körner und die Kindsfrau Muth, mit der verunglückten Gräfin verfahren, vor allem jenes in seiner Schamlosigkeit einzig dastehende Protokoll beim deutschen Hof, haben die Schmach des Hauses Wettin turnhoch gehäuft. Der König, der, nachdem er selbst die Keimlichkeit seines Ehebettes nicht zu wahren vermochte, dieses Amt der mit der Sorgfalt einer erfahrenen Bordellmutter verfahrenen Kindfrau überträgt, dieser Menelais, der die Weltlicher seiner Frau förmlich triumphierend vor Europa ausbreitet, tut dem Glauben an das Königtum mehr Eintrag als die fruchtigen demokratischen Argumente. Es gibt ja immerhin noch Leute, die auch den Uebelthaten, die sich in den höchsten Sphären der Gesellschaft zutragen, eine gewisse Größe des Stils zuschreiben, jene erhabene Schrecklichkeit, die uns vor der überliefereten Gestalt eines Cesare Borgia Grauen, aber nicht Verachtung empfinden läßt. Die nähere Beschäftigung der Herrschaften gewährt weniger ästhetische Eindrücke. Am Hofe von Florenz geht es ganz und gar nicht renaissancemäßig zu. Vielmehr herrscht dort die kleinliche Bosheit, die seelische Unreinlichkeit, die tiefste Rohheit gegen so wie in den eifrigsten Schmutzaffären des Kleinbürgertums, und der Kampf der „vornehmen“ Leute wird mit den ordinärsten Waffen geführt. Die Hsire der Gräfin Montignoso ist eine ganz nützliche Illustration zur Lehre von der gottgewollten Ungleichheit der Menschen und von dem göttlichen Beruf der Monarchengehlechter.

**Abgeordnetenhaus.**

Wien, 16. Februar.

Das Abgeordnetenhaus hat heute die erste Lesung des Staatsvoranschlags beendet und die Verhandlung des Berichtes über die bekannte Neufundierungsvorlage begonnen. Besonders Interesse weckten die Reden nicht.

306. Sitzung. Die Sitzung wurde gegen halb 12 Uhr eröffnet. Von den Abgeordneten werden eingebracht: zwei Anträge und zehn Interpellationen. Unter den Interpellationen ist auch eine des Abgeordneten Dazynski über die Beschlagsnahme des „Napok“ wegen Konfiskation des Gebüchtes „An den Jaren“ von Szentkl. Man sieht da, wie es mit den Verprechungen des Herrn v. Gutsch, daß der neue Kurs die Presse nicht treffen will, bestellt ist, wenn sogar bekannte Gebüchte eines namhaften Autors von einem Staatsanwalt beschlagnahmt werden. Dann beantwortete der Finanzminister zwölf Interpellationen rein lokalen Charakters. Hierauf wurde die Budgetdebatte fortgesetzt.

des Gebüchtes: nur irgendwo in der Brust des Komponisten begegnen sich die beiden Simmungen. Weinahe wie die Auf-führung des Werkes an diesem Programm gesehelt; man fürchtete die Freiheit des Inhalts. Und als der Primgiger Hof die Partitur zu Gesicht bekam, rief er aussetzt: „Das Zeug kann man ja nicht spielen!“ Er spielte es doch, und zwar wunderlich, und es wird kein Ruhm bleiben, dieses Sertet durchgeleitet zu haben. Beim erstenmal gab es Skandal im Konzertsaal, böhmische Verachtung in der Kritik. Da soll es nicht unermüdet bleiben, daß, von einer Ausnahme abgesehen, unter Scheu der einzige war, der sofort, nach dem ersten Hören, die Bedeutung des Werkes und seines Komponisten rühmend anerkannte. Schon die allerersten Zeit hat sein kluges, durch keinerlei Rücksichten getriebenes Urteil bestätigt; das Sertet ist inzwischen wiederholt mit immer gesteigertem, widersprechlosem Erfolg aufgeführt worden.

Und nun das letzte große Werk Schönbergs, das an dem erwähnten Dreiecksende als Attentat auf die Bequemlichkeit des Publikums empfunden wurde: die symphonische Dichtung „Pelleas und Melisande“. Wieder ein Werk, über das er hinausgewachsen ist; die handschriftliche Partitur trägt als Schlußdatum den 28. Februar 1903. Sollendat war es wohl noch zwei Jahre früher; es hat nicht den Anschein, als ob es mit seinem Gang in die Öffentlichkeit günstigere Zeiten abgewartet hätte. Ich hätte die Symphonie gern gepriesen, so laut als möglich, selbst mit Posaunen, Schalltrichter nach oben; doch es wird wichtiger sein, sie etwas eingehender zu betrachten, als sie zu loben.

Um es vorweg zu nehmen: die Symphonie streift von Müßig, von wehrer, nicht gemachter Musik, sie streift von Erfindung, sie prangt in allen Farben eines glänzenden Dreieckes, und doch verfehlt sie, wennsich beim ersten Hören, ihre Wirkung. Es redt so viel in ihr, daß nicht alles zur Geltung kommen kann. Sie will erobert sein, aber sie wird sich vielleicht niemals ganz bewußtsein lassen, so daß ein reiner, ungetriebener Eindruck von ihr ausginge. Schon äußere Gründe erschweren die Aufnahme-sfähigkeit. Die lange Dauer des Werkes, das in einem Zug gespielt werden muß, für alle Hörer; der Titel für die, welche das materielle Drama kennen, und die Fülle an neuen harmonischen Wandlungen für alle, die willend werden, wenn ihre Schuf-

Die Budgetdebatte. Der erste Redner war der Abgeordnete Soutis (österreichischer Agrarier), der einige agrarische Beschwerden vorbrachte. Der zweite der italienische Abgeordnete Zamboni, der die Beschwerden der Trentiner zur Sprache brachte. Nach ihm der Abgeordnete Baumgartner (österreichischer Zentrum), der die übliche patriotische Rede der Obersterredner ablesete. Er schloß mit den Worten: „Die Regierung möge auf dem äußeren Budget die Justiz Justitia regnum fundamentum neu vergolden lassen, auf daß endlich Gottes Sonne strahl in Frieden auf ein glücklich Österreich.“ Nur das Vitibus unites hat noch gefehlt. Dann sprach der Abgeordnete Bacher (österreichischer); er beschäftigte sich hauptsächlich mit dem falschen Schlagwort der Gleichberechtigung, in welcher Beschäftigung die falsche Anwendung des Wortes „böhmisch“ statt „tschechisch“ den Hauptbestandteil einnahm. Herr Bacher ging dabei sehr gründlich zu Werk, bis auf die Wort-mannen ging er zurück! Daß die Bezeichnung „böhmisch“ für „tschechisch“ unzulässig ist, debüzierte er auch daraus, daß der „Urvater“, der nach der Sage in Böhmen eingewandert ist, nicht Böhmen, sondern Tschechien geheißen hat. Der Abgeordnete Brzuzovski glaubte diese nicht unglückliche Diskussion folgendermaßen zu widerlegen: „Sagt man tschechische Pöwidel und tschechische Knödel oder böhmische Pöwidel und böhmische Knödel?“ Darauf antwortete Abgeordneter Bacher unter lebhafter Heiterkeit: „Ist Vater Böhmen eingewandert oder Vater Tschechien? Sind Sie ein Jungböhmer oder ein Jungtschech?“ Er belegte sich weiter über die Einwanderung tschechischer Beamten in das deutsche Gebiet und schloß mit folgenden Worten: „Ihren Verzicht einer Eröberung und Benachteiligung werden wir mit entsetztem Widerstand begegnen und auf ein Anbot, das von Frieden spricht und den Krieg meint, haben wir nur eine Antwort: Keinen Fuß breit unseres Landes, kein Zentner von unterm Resten!“

Nach ihm sprach noch der Tiroler Christlichsozialer Schöpfer: ausschließlich über Ungarn, und zwar wie ein echter Österreicher. In der ersten Hälfte kündigt er den Ungarn die Fremdschöft, in der anderen bewies er den Ungarn, daß der Dualismus unangreifbar ist. So finden sich in der Rede folgende fohbare Widersprüche. In der ersten Hälfte: „Auf diese Weise haben die Ungarn auf ihr gemeinliches Ziel der vollen Unabhängigkeit und Selbständigkeit hingearbeitet und einen Erfolg nach dem anderen eingeheimst.“ In der zweiten Hälfte: „Die Magyarren wissen gar nicht, was sie angestellt haben, sie kennen ihre Schwäche nicht.“ Auch darin war die Rede, die übrigens zum größten Teil ein Plagiat der bekannten Springerischen Proklamation über den Dualismus ist (obwohl der Redner den Autor seiner Auffassung nicht nannte, dagegen dreimal eine heilungslose Rede von Reger zitierte), daß Österreich, daß sie ihre Sohinung auf Kroatien und auf die nichtmagyarischen Nationalitäten legt, und am österreichischen war das Recht, das der tschechische Redner anbot: „Wir brauchen nur Courage und uns auf den tatsächlichen Boden der Verhältnisse und der Geschichte zu stellen, und die Krise wird gelöst werden...“ Also stellen wir uns! Ob der Redner übrigens unter den „tatsächlichen Verhältnissen“ meinte, daß man den Magyarren ihre antihumanistischen Gesinnung austreiben oder ihr Anbot auf Lösung des Dualismus annehmen soll, das weiß er wohl selbst nicht, jedenfalls hat er es nicht verstanden. Wie bei jedem christlichsozialen Redner arbeitete die Cliqua unablößlich. Mandmal setzte freilich der Applaus bei den unpassendsten Stellen ein; so zum Beispiel verzeichnet der Bericht bei der Stelle, wo der Redner von den Erfolgen der Ungarn spricht, lebhaften Beifall und Handklopfen bei den Christlichsozialen!

Dann sprach noch der Abgeordnete Waga (tschechisch-radikaler), der die richtige Bemerkung machte, daß die Jungtschechen mit dem Aufgeben der Diskussion in diesem Augenblicke der Krone einen außerordentlichen Gefallen erwiesen haben. Damit ist die Rednerliste erschöpft. Es folgen noch tatsächliche Besichtigungen, und zwar der Abgeordneten Ploj und Romanzky, womit die erste Lesung des Budgetes erledigt ist.

meisterei verfaßt. Diese halbunmusikalischen Klavierlehrer strengen sich an, ihr bishigen eingelebte Weisheit an allem, was sie hören, zu erproben; die Anstrengung erwidert sie, die Unmöglichkeit empört sie. Sie wollen nicht begreifen, daß ihr Halbwissen sie nur hindert, mit der Seele auszuweichen, was ihnen nicht in den Kopf will. Sie haben leicht reden, daß nicht jeder Unverstandene ein Richard Wagner ist; um so schämmer, wenn sie selbst für einen Eringeren kein Verständnis anbringen. Alle Augenblicke wird in Schönbergs Partitur irgend eine Tollfinde gegen die heilige Harmonielehre begangen. Wenn der Bruder n in seinen Vorstellungen an der Unverständlichkeit auf die Vorbereitung und Ausfüllung eines Sinfoniefordes zu sprechen kam, da pflegte er in seiner humorvollen Weise die Hörer eindringlich zu ermahnen, die Vorschriften der Schultzeit genau zu beobachten: „sonst bringt Jhna der Hokrat nebenan um“ — gemeint war Hanslik; das strenge Gebot sei wohl überbetreten worden, von einem „gewissen“ Beethoven und von jungen Brüdern in der ersten Symphonie, „halt ein jeder Zahn!“ Dieser Schönbergs müßte bei jedem Takt einmalmal totgeschlagen werden, überlieferete man ihn der Guillotine der Musiklehrer. Die „Scheuchlichkeiten“ hört ein empfindungsloses Ohr nicht, wenn es nicht gerade Theorie um jeden Preis treibt; in jeder Zeile der Symphonie steckt mehr nutzlose Arbeit, als die Vorkrieger nur abnehmen können. Schwerer als von den Schlußgedanken kann man sich von der Bekanntheit mit dem Drama freimachen; ihre Idee einer der Punkte zu legen, worin sich Schönbergs täuscht. Man würde sich fruchtlose Arbeit machen, wollte man in jeder Seite der Partitur eine tödende Ausmalung einer Szene sehen. Das Drama hat das Innere des Musiklers zum Klingen gebracht, das ist alles. Eine gewisse Parallellität zwischen Symphonie und Drama läßt sich wohl aufzeigen. Aber die Musik geht über eigenen Weg nach eigenem Gesetz, und es ist der Vorzug dieser Symphonie, symphonisch gedacht zu sein. Doch auch ein Nachteil in der Wirkung: wir hören das gedübbende Dramatische in der Symphonie, wir merken die lockende Leidenschaft im Vulkan, der an eine, wenn auch noch so freie Form gebunden, seine glühende Lava nicht erziehen kann; die stompfende Bewegung merken wir, nicht die innere Freilegung.

Das Englischhorn beginnt die Symphonie mit dem ersten Motiv der Melisande. Schon meldet sich in den anderen

Der Staatsvoranschlag für 1905 und die § 14-Verordnungen für das erste Halbjahr 1905 werden dem Budgetausschuß zugewiesen.

Sobann folgt die Verhandlung über den Bericht des Ausschusses über die

**Neufundierung.**

Der Bericht ist von Abgeordneten Steinwender erstattet und beschäftigt sich mit den Mittelungen, die der Finanzminister im Budgetausschuß gemacht hat, zu wiederholen. Durch das Gesetz soll die Regierung bekanntlich ermächtigt werden, Anteile zur Beschaffung einer Summe von 51,731,850 Kronen auszugeben, mit welchen an die Staatskasse die von ihr für die Tilgungskosten vorgeschlossenen Beträge erstet werden sollen. Heute sprach nur der Berichterstatter Abgeordnete Steinwender, worauf die Verhandlung abgebrochen wurde.

**Anfragen.**

In einer Anfrage an den Präsidenten brachte Abgeordneter Breiter die Veröberung des Baues der für Galizien projektierten Wasserstraßen zur Sprache. Er wurde dabei vom Präsidenten wiederholt zu Ordnung gerufen, der ihm schließlich bedeutete, er möge die Sache in Form einer Interpellation an die Regierung zur Sprache bringen. Dann teilte Abgeordneter Dr. Kotherein als Obmann des Budgetausschusses mit, er lege ihm kein Hindernis in den Weg, wenn die den Budgetausschuß vorliegenden § 14-Verordnungen dem Verfassungsausschuß zugewiesen werden und er nehme keinen Anstand, dem Wunsch des Abgeordneten Schönerer Rechnung zu tragen. Auch der Abgeordnete Lupul erklärte daselbst namens des Verfassungsausschusses.

**Eine Bäherei des Grafen Sternberg.**

Während der heutigen Sitzung spielte sich in der Säulenhalle folgender Vorfall ab: Herr Penzler, der Wiener Redakteur der „Kölnischen Wirt“, stand mit einem Journalisten im Gespräch. Richtigst trat Graf Sternberg auf ihn zu und verlegte ihm mit den Worten: „Herr Penzler, ich danke Ihnen“ einen Schlag in das Gesicht. Bevor der Attentäter und die anderen Journalisten über diese namenlose Gemeinheit noch ein Wort äußern konnten, hatte sich der blaue blutige Kaufbold mit schnellen Schritten entfernt. Die Attatete sollte die Antwort sein auf die Kritik, die Herr Penzler in seinem Blatte an der geistigen Rede des Grafen-Wurfs geküßt hatte. Es hieß dort, daß sich das Publikum bei der Rede unterteilt wie im Zirkus, wenn sich ein Clown produziert, und daß ein solcher Mensch, der überdies nichts anderes geübt hat und nur von seiner Apnanage lebt, die tschechischen Journalisten mit der Bemerkung, daß sie bestochen seien, nicht beleidigen könnte. Die Ungehelligkeit wurde nun von dem Abgeordneten Kramarich in Form einer Anfrage an den Präsidenten zur Sprache gebracht.

Abgeordneter Dr. Kramarich (zu einer Anfrage): Ich bin genötigt, bezüglich eines Vorfalles, dessen Zeuge ich war, an den Präsidenten eine Anfrage zu richten. Der Abgeordnete Sternberg, der gestern den traurigen Mut gehabt hat, untere ganze Journalistik für bestochen zu erklären, hat sich dazu hinsetzen lassen, nachdem ihm der Vertreter der „Kölnischen Wirt“, so wie es keine Pflicht und Schamhaftigkeit und kein Recht war, geantwortet hatte, demselben im Verzicht des Hauses einen Schlag auf den Kopf zu verketten (schlechte Wirt: Bon rü d w r t s k), und zwar von rü w r t s k, und hat sich dann in ein Lokal zurückgezogen, wohin den Journalisten der Eintritt überhaupt verwehrt ist. (Lebhafteste Heul: Heul: Heul.) Ich werde kein Wort über diese Dandlung verlieren, es wäre demnächst unter der Würde der Abgeordneten, daß sie über dieses Vorgehen überhaupt sprechen. Es ist wahrlich nur traurig, daß wir es in der Verweigerung des öffentlichen Lebens soweit gebracht haben, und ich kann nur mit Bedauern darüber ausprechen, daß es ein Abgeordneter des tschechischen Volkes ist, der so etwas getan hat. Ich möchte nur aber erlauben, an den Präsidenten des Hauses die bühliche und erhabene Anfrage zu richten, ob er geneigt ist, das Bedauern über der das auszubringen, was hier geschehen ist und ob er, obzwar ich weiß, daß Abgeordneter Wöll: Das geht den Präsidenten nichts an!

Instrumenten, zuerst in der Bassflöte, schwebend noch bedeutungslos, das Liebeshändel, dem Melisande doch unterliegen muß. Bald bringen die Oboen das zweite für die Helbin bezügliche Thema. Und wie ein Mensch nur den Stimmen seines Innern lauscht, die ihn in vielfältiger Weise doch immer nur das eine sagen, stimmt die Musik einen lustreichen Kanon aus diesem Material. Störend greift das Horn mit dem Motiv des Golaud ein; er läßt sich nicht mehr abweisen, und besonders von den ersten Geigen und dem Englischhorn getragen, beginnt ein langausgedehnter Gesang, der namentlich von diesem Thema erfüllt ist. Neue Motive, die dann immer wiederkehren wie eine, das man als das Ringmotiv bezeichnen könnte, und das Sinfonies-motiv treten auf; doch alles ist musikalisch, nicht poetisch gedacht. Das Wort „Symphonische Dichtung“ bedeutet Verdichtung, Empressen in die musikalische Kunstform, sonst nichts. Nur an Einzelheiten läßt sich der Vergleich mit dem Drama fortsetzen. Eine charakteristische Akkordfolge muß besonders erwähnt werden, weil sie gleichfalls das Band zwischen den einzelnen Teilen der Symphonie darstellt, den Jwang, unter dem sich alles vollzieht. Pelleas meldet sich mit einem freischen, jugendfrohen Motiv in den Hörnern. Er und Melisande vereinigen ihre Themen an einem Art Sertzo, dem das immer wieder auftauchende Golaud-Motiv und die Erinnerung an Ring und Schickel einen düsteren Grundcharakter verleihen. Die Musik entkifft sich von Drama, mit Recht, und gebührt ihren besonderen Gelegen; die Themengruppen sind in musikalischer, nicht poetischer Architektur ausgebaut. Deutlich hat sich der Komponist an der Stimmung der Szene erinnert, was Golaud, den die Eiferfücht — übrigens auch musikalisch angeordnet — ergriffen hat, den Bruder in die finstere Brust hinaufhört. Alle Schrecken sind in der Musik an dieser Stelle ausgebreitet; den schauerigen Eindruck vertritt ein Sinfonieder der Posaunen; wohl eine technische Erfindung Schönbergs, der in der Partitur eine besondere Anleitung dem Posaunen gibt. Nach der musikalischen Verarbeitung dieser Szene hebt das Abagio der Symphonie an, das man als ihren zweiten Hauptteil anrechnen möchte; ein inniger Gesang von so weit und süß geschwungenen Melodiebögen, daß mancher, der nicht das Ende absehen konnte, auch den Anfang verzielt. Etünde in der ganzen Symphonie sonst nichts als diese Melodie, schon an ihr müßte man die erfindungs-

Abgeordneter Dr. Kramaritz: Verehren Sie, es geht den Präsidenten an, es ist in diesem Hause geschehen.  
 Abgeordneter König (zum Abgeordneten Böll): Lassen Sie den Präsidenten selbst reden!  
 Abgeordneter Schramel: Der Böll verteidigt den Sternberg!  
 Abgeordneter Böll: Ich verteidige ihn nicht; ich verteidige unser Haus!  
 Abgeordneter Schramel: Ueberlassen Sie das dem Präsidenten!  
 Abgeordneter Böll: Die Journalisten werden sich schon Satisfaction verschaffen!

Abgeordneter Dr. Kramaritz: Ich erlaube mir doch die Anfrage an den Präsidenten zu stellen, weil ich glaube, daß der Präsident des Hauses der oberste Schlichter und Wahrer der Ordnung und an der Spitze in diesem Hause ist (Zustimmung) und daß er berufen ist, einer solchen Verwirrung der Sitten Einhalt zu tun, wenn es überhand in seiner Macht liegt. Wir können doch wenigstens verlangen, daß der Präsident seine Ansicht über diese Sache ausbreite und dann bitte ich.  
 Abgeordneter Schramel: Man soll den Geisteszustand des Sternberg unterfragen lassen!

Präsident: Es ist ja selbstverständlich, daß ich es auf das tiefste bedauere, daß sich ein Mitglied dieses Hauses hinreichend hat lassen, einen Vertreter der Presse hier im Parlamente dieses Hauses tödlich zu insultieren. Leider steht mir aber kein Mittel zu Gebote, um derartige bezaehrende Vorwuerfe zu verhalten: es muß dem beleidigten überlassen bleiben, die gerichtlichen Schritte gegen den betreffenden Abgeordneten einzuleiten.

Abgeordneter Schramel: Wir glauben aber nicht, daß es normal ist, er kann ja morgen einen von uns niederstrecken. Er soll überwacht, interniert und auf seinen Geisteszustand untersucht werden.

Wie mitgeteilt wird, wird der attackierte Journalist gegen den unverachteten Grafen und Abgeordneten die Ehrenbeleidigungsklage erheben, aber die Anklage des Abgeordneten Glöckner, den Sternberg endlich auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen, wird entwirrt die ernsteste Erwägung.

Nächste Sitzung morgen Freitag um 11 Uhr Vormittags. Schluß der Sitzung um 1/5 Uhr Abends.

**Der Semski Sabor.**

Der Kampf der Revolution erfüllt die westlichen und südöstlichen Randgebiete des Reinerreiches, in den Städten Großrusslands föhnt herricht Ruhe. Die Herren Bulgajin und Trepow kühnen sich als Sieger fühlen, aber sie fühlen sich in der Tat sehr unsicher und unbehaglich in der Haut. Sie alle beherzigt die Empfindung, daß nur eine Pause eingetreten ist, der bald eine viel tiefere Erschütterung folgen muß; sie sehen, daß der Strom der öffentlichen Meinung ihnen entgegen ist, und sie haben in allem Jynismus ihres Polizeigewalts nicht die Stimm, dem allgemeinen Unwillen frei und frank zuwiderzuhandeln. Es ist bezeichnend, schreibt ein Berichtserstatter aus Petersburg, daß jetzt niemand an den Vorgängen vom 22. Jänner Schuld tragen will. Am liebsten möchte man die Sache so darstellen, als sei der Befehl zum Schießen von den einzelnen untergeordneten Offizieren ohne höheren Auftrag gegeben worden und nur, um der Bedrohung durch die Weichsheimaffen zu entgehen. Ein Albo muß das gute Gewissen seiner blutigen Unterdrückungsmaßregeln haben; Herr Trepow aber, der gegen ausländische Korrespondenten empfindet und ihnen über seine Absichten und Absichten ausführlich Bescheid gibt, spielt den Mann, der, nicht dem eigenen Triebe, sondern nur der Pflicht gehorchend, einen ihm mißliebigen Posten einnimmt, während er als Militär am liebsten an den Schabot ellen möchte, um neben dem Helben Kuropatkin den Kampf für's Vaterland zu kämpfen. Sein Amt sei nicht von Dauer, die Einrichtung eines Petersburger Generalgouverneurs nur vorübergehend. An diese Aeußerungen Trepows mag sich auch das Gerücht geknüpft haben, er werde bald seiner Stellung entbunden und zum Polizeiminister ernannt werden. Die Loslösung des Polizeidienstes vom

reiche Phantasie des Komponisten schätzen lernen. Wohl gibt es noch haunelnde Eroik in diesem Teil der Symphonie, aber viel, viel mehr beseligte Liebe. Der melodische Fluß wird durch einen Sturm gereinigt, der durch das ganze Orchester braust; zerissen, verhöht, heftig erhebt das tiefer so männlich-berühmte Thema Gollands und im Kampfe der Themen und Motive gegen einander erschlägt der Bruder den Bruder. Nun folgt eine Stelle, die gefährlichste des ganzen Werkes. Hier kam es dem Komponisten darauf an, unerträgliches Dingen vor dem Unglück, das man noch nicht kennt, aber doch ahnt, die innere Umruhr der Trostlosigkeit zu malen. Der Zusammenstoß der Bläser reiste zu Widerstand, nicht zur Aufmerksamkeit; mit Unrecht, wie man bünfältigen muß, aber nicht ohne Grund. Gerade hier verlangt das Ohr eine Pause, zumindest eine Verabugung. Die Unvollkommenheit unseres Hörens fällt uns zur Last, seine Nichtbeachtung dem Komponisten, an dem sie sich auch rächt. Wie viele haben noch den schönen letzten Teil der Symphonie in sich aufgenommen, wo gleichzeitig alle die musikalischen Geschicknisse, um neue Themen verwechselt, an Golland vorüberziehen?

Der hat das letzte Wort. Weise, wie er im Laufe der Begebenheiten geworden, schließt er in einem regelrechten D-moll, nicht in einer Art D-moll, in dem die Symphonie beginnt. Offenbar hat der Komponist inwischen Harmonielehre gelernt und man wird ihn nicht mehr in eine Helankhalt für geführte Harmonien schiden wollen. Man's Uebellauner kann ihn beifühnen und verstehen, aber niemand kann ihn mißachten; die Wirkung seiner Symphonie ist selbst auf Widerstrebende nicht immer angenehm, aber stark. Früher als das Publikum wird vielleicht noch das Orchester lernen müssen, in Schönberg den Künstler zu achten, der auf nicht und niemand Rücksicht nimmt, der an das Publikum so wenig denkt, daß er es nicht einmal verblüffen will; bei der Aufführung, an der Schönberg auch sein außerordentliche Befähigung als Dirigent erwies, vollstet in dem Orchester Ungehörigkeiten, die den Dirigent mehr herabsetzen als das Opfer der Ungehörigkeit. Wenn die Symphonie wiederholt wird, was man ebenföhner wünschen als fordern muß, wird hoffentlich jene Stimmung herrschen, die man einer mächtigen Begabung und ihrem ersten Willen schuldet.

Dr. D. J. B. a. d.

Amte des Innern habe den Zweck, eine großartige Reorganisation der politischen Polizei einzuleiten, für die gewaltige Geldmittel ausgeworfen werden sollen und die endlich eine gründliche Ueberwachung der „revolutionären Umtriebe“ durchzuführen hätte. Indes Polizei bleibt Polizei, nicht Klugheit, sondern ein blinder Eifer der Brutalität pflegt ihr Walten zu bestimmen, und wenn, wie von unterrichteter Seite berichtet wird, unter dem kurzen Regiment Plehows 100.000 Menschen aus ihrem Beruf gerissen und in entfernte Gouvernements verschleppt wurden, so wird, wenigstens was die Massenhaftigkeit der Leitung anlangt, selbst Trepow Plehwe nicht zu überbieten vermögen. Auch was die Willkür anlangt, nicht. Denn da galt es als Rechtsregel des polizeilichen Scholtens, daß Leute in Zeit, auf der Gasse, im Theater ergreifen und in die Haft geschleppt, dann verbannt wurden, ohne irgend einen Grund, als weil sie der Polizei verdächtig erschienen. Das Ergebnis aber war die Ermordung Plehows und der schmachliche Zusammenbruch seines Systems. Anders würde es nun auch nicht kommen.

Wie aber sollte sich nun gar Trepows Polizeiministerchaft mit dem Reformprogramm des Jaren vertragen? Dieses Reformprogramm — es hat wenigstens darin seinen Zweck völlig verfehlt, daß Vertrauen und Beruhigung nirgends eingetreten sind. Nach wie vor ist die Verjaunung das Wort der allgemeinen Schmach, die sich deutlich in den immer wieder auftauchenden Gerichten anspricht, daß der Jar die Einberufung des Semski Sabor plane. Was soll man sich aber unter dem Semski Sabor vorstellen? Die Landesversammlung bezeichnet die Tage, die einst im Großfürstentum Moskau zusammenberufen wurden um dem Herrscher mit Rat beizustehen — anfangs vielleicht Parlamentsungen von Geistlichen, die dem Metropolitzen bei der Entscheidung von Kirchenfragen helfen, dann aber an den Beratungen des Jaren mit seiner „Duma“ in Staatsangelegenheiten teilnehmend. Der erste Semski Sabor wurde von Jwan dem Schrecklichen 1550 einberufen, 1568 entschied ein Semski Sabor über die Frage, ob der Krieg gegen Stalien fortzuführen sei; er war zusammengesetzt aus dem Rat (Duma) des Jaren, der Geistlichkeit, Vertretern des Adels und den vermutlich gewählten Abgeordneten der Hauptstadt. Später hat der Semski Sabor wiederholt den Jaren gewählt, so 1598 Boris Godunow, so 1613 Michael Feodorowitsch Romanow, den Stifter der Herrscherfamilie, das in Peter seinen weltgeschichtlichen Vertreter hat und mit der Kaiserin Elisabeth 1762 auslirbt, von dem aber das jetzt regierende denische Geschlecht der Gortory sein Herrscherrecht ableitet. Seit 1698, seit sich die Selbstherrschast unter Peter dem Großen vollkommen befestigt hatte, ist der Semski Sabor aus dem russischen staatslichen Leben verschwunden, seine Einberufung unter Katharina II. war nur eine der stillernden Spielereien der geistreichen, mit den Ideen der Aufklärungzeit experimentierenden Frau.

Man könnte also, im Sinne des abendländischen Europa gesprochen, den Semski Sabor eine mittelalterliche Ständeversammlung nennen und seine Auferweckung wäre von fern zu vergleichen mit der Einberufung des Generallandtages von 1847 unter Friedrich Wilhelm IV. Abgeordnete der Landtage, wenn man die Semstvos so nennen will, hätten ihn zu bilden. Aber die ganze jegige bürokratisch-zentralisierte Verwaltung und die Einteilung Russlands in Gouvernements, vor allem die Angliederung gewaltiger nichtrussischer Gebiete im Westen, Süden und Südost widerspricht einer Einrichtung, die ihren Bestand hatte in dem Ausland der „vöperinischen“ Zeit. Von den 89 Gouvernements und Gebieten des russischen Reichs besigen bloß 34 Semstvos. An den Semstvos-Institutionen nehmen nicht teil: 13 russische und lituanische, 3 baltische, 10 polnische, 11 kaukasische Gouvernements sowie 9 sibirische und 9 mittelasiatische Gebiete. Es könnten also nur 34 Gouvernements gewählte Abgeordnete entsenden, die übrigen 55 müßten entweder untertreten bleiben oder durch Mitglieder des Adels und ernannte Abgeordnete vertreten sind. Eine Ungeheuerlichkeit, die in sich selbst zusammenbricht. Hat nun auch Trepow selbst von der Möglichkeit der Einberufung der Semstvos gesprochen, so läßt sich wohl immerhin denken, daß der Gedanke, der schon einmal unter dem Minister des Innern Aquatiew zu Alexanders III. Zeiten aufgetaucht war, am Hofe und in der Regierung errogen wird. Man möchte ein Surrogat gewinnen, um einer richtigen Volksvertretung und zugleich der Gefahr auszuweichen, daß die ungerührt ein Viertel des Staates ausmachenden Gebiete mit nichttruffischer, russenfeindlicher Bevölkerung das Einheitsgefüge des Reiches nicht zerreißen könnten. Doch hat sich noch in aller Geschichte — in Frankreich wie in Preußen — die Einberufung einer ständischen Reichsversammlung bloß als Befehl der Revolution und als Umweg zu einem wirklichen Parlament herausgestellt.

**Die Revolution in Kongresspolen.**

**Polizeibestialitäten in Lodz.**

Genf, 16. Februar. (Privat.) Aus Lodz wird gemeldet: Neben den brutalen Vorgehen der Soldateska, die in den Straßen von Lodz wie eine Wüsterbande wüthet, ist auch die Polizei unablässig tätig. Ununterbrochen werden Verhaftungen vorgenommen und die Verhafteten auf das grausamste mißhandelt. Es handelt sich dabei, wie die Berichte des „Bundes“ melden, hauptsächlich um Arbeiter, die beim Verbreiten von Proklamationen des Zentralcomitês des „Bundes“ betreten werden; oft gelingt es dabei den Arbeitern, durch Anwendung von Waffen die verhafteten Genossen zu befreien; die Polizei arrethert aber dann den ersten besten von den Arbeitern und nimmt oft an ganz unbedeutenden Personen furchtbare Rache. Insbesondere

zeichnet sich dabei die Wachtube Nr. 1 aus. Dort wurde vor kurzem ein christlicher Arbeiter, der sich an der Befreiung eines jüdischen Genossen beteiligte, solange von den Polizisten mißhandelt, bis er den Geist aufgab. Der Briefaussteller an ihn die Frage: „Weshalb machst du gemeinjamere Sache mit den Juden?“ — „Ich kenne keinen Unterschied“, antwortete der Arbeiter; „die Juden sind ebenso meine Brüder wie die Polen.“ Diese Antwort mußte er nach langen Folterqualen mit dem Tode büßen.

Diese Wachtube Nr. 1 ist überhaupt eine Folterstätte, in der seit langem unablässig Arbeiterblut vergossen wird. Vorige Woche wurden dort acht und dreißig Arbeiter erst schwer mißhandelt und dann unter Zuziehung eines Arztes einer regelrechten Rächtigung mit Ruten unterzogen. Sie hatten nichts weiter begangen, als daß sie während der Arbeitszeit in einem Kaffeehaus angetroffen wurden.

In derselben Wachtube wurde ein jüdischer Ladenbesitzer, der gefommen war, um sich bei der Polizei über einen durch einen Kopalen begangenen Diebstahl zu beklagen, von den Wachtuben überfallen und halb tot geschlagen. Der Mann erlitt einen Schädelbruch und liegt schwerkrank danieder.

Die Arbeiterchaft ist über diese Art von „Herstellung der Ordnung“ durch die Behörden auf das höchste erbittert und der Ruf nach Sühne wird täglich lauter.

Krajan, 16. Februar. Die Soldaten benehmen sich in Lodz ganz wild. Sie singen lustige Lieder nach dem Norden. Der Polizeimeister Chrzano wski wird als der Schuldige an den letzten Nordritten angesehen. Die Tramways verkehren noch nicht. Die Bahnhöfe sind mit Militär umzingelt. Alle Fremden werden untersucht und müssen die Hände vorgezeigt. Die Hausierer sind noch immer geschloffen; nur bekannte Perionen werden hineingelassen. Ladenbesitzer sind mit Bretter beschlagen. Es arbeiten nur Bäcker und Schlächter.

**Die Wiederaufnahme der Arbeit in Lodz.**

Warschau, 16. Februar. Die Petersburger Telegrammagentur meldet: Nach amtlichen Angaben ist in Lodz die Arbeit in 280 Fabriken wieder aufgenommen worden. In einigen Fabriken ist die Arbeiterchaft noch nicht vollständig erschienen.

Krajan, 16. Februar. (Privat.) Wie der „Nowa Reforma“ aus Lodz gemeldet wird, kam der Ausstand dort als beisegelegt angesehen werden. Die meisten Betriebe sind schon in volstem Gange und auch der Straßenbahnverkehr ist wieder im ganzen Umfang aufgenommen worden. Wie ferner dem gleichen Blatte aus Warschau berichtet wird, haben sich nunmehr auch die Schüler des Konvatoriums der Forderung wegen Einführung der polnischen Unterrichts Sprache angeschlossen und drohen, den bisher in russischer Sprache gehaltenen Vorträgen gänzlich ferne zu bleiben.

**Der Ausstand in Sosnowitz.**

Sosnowitz, 16. Februar. Gestern fand eine Versammlung der bedeutendsten Industriellen des Ortes und der Umgebung statt, die ohne Ergebnis verlief. Der Ausstand dauert fort und soll, wie es heißt, nicht vor vierzehn Tagen beendigt werden.

Strzemieczyc, 16. Februar. Der Ausstand in Beden von Dombrowo dauert fort. Gestern zerstreuten in Sosnowitz hundert eine Volksmenge, die sich aus Anlaß der ersten Erlaubnis zur vollstetigen Einfuhr ausländischer Kohle in der Nähe des Hospitals ansammelt hatte. Die Einfuhr von Steinkohle aus Preußen ist ernt. In Sosnowitz treffen täglich 200 Waggons Kohle ein. Die Eisenbahnstation wird militärisch bewacht.

**Die Forderungen der Arbeiter im Grenzgebiet.**

Krajan, 16. Februar. (Privat.) Der allgemeine Ausstand dauert in Dombrowo schon vierzehn Tage. Die Nordboten auf der Hüte Katharina haben die Arbeiter so aufgebracht, daß sie die Arbeit auch dort einstellen, wo sie schon aufgenommen wurde. Das Localcomitê der Polnischen sozialistischen Partei, in Betracht ziehend, daß der politische Streik schon beendet ist, erklärte, daß der allgemeine Streik, eine Revue der revolutionären Kräfte des Proletariats in dem Kohlenbezirk von Dombrowo, einen glänzenden Erfolg hatte und jetzt beendet werden müsse, der Kampf aber um ökonomische Forderungen in jeder einzelnen Fabrik mit ganzer Energie fortgesetzt wird.

Die ökonomischen Forderungen sind folgende: 1. Lohnzulage von 25 Prozent; 2. Auszahlung des Lohnes auch für die Streikzeit; 3. die Wahl des Fabrikarztes jede drei Jahre; 4. Einführung der unentgeltlichen ärztlichen Hilfe; 5. Einführung der Hebammen; 6. Einführung der Wachtube für die Arbeiter und ihre Familien; 7. Defnung der unentgeltlichen Elementarschulen; 8. Abschaffung der Leibrevision; 9. Abschaffung der Polizei in der Fabrik. Sollten diese Forderungen bis zum 1. Mai nicht in Erfüllung gebracht werden, wird der allgemeine Streik wieder aufgenommen — Das Verschwinden der 224 Kilo Dynamit aus der Grube „Niemece“ hat die Bevölkerung sehr aufgeregt. Außerdem wurde Dynamit aus den Gruben „Flora“ (Länderbank), „Kinto“ (Sosnowitzer Gesellschaft) und vom Grubenbesitzer G. Walowski entwendet.